Bücherbesprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica**

Band (Jahr): **4 (1947)**

Heft 3

PDF erstellt am: **15.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bücherbesprechungen

Felix Heinimann: **Nomos und Physis.** Herkunft und Bedeutung einer Antithese im griechischen Denken des 5. Jahrhunderts. Verlag F. Reinhardt. Basel 1945.

Der Gegenstand dieses sachlich wie methodisch gleich hervorragenden Buches ist jene Antithese, die seit jeher mit Recht als eine der eigentümlichsten und einflußreichsten Prägungen der Sophistik gegolten hat. Denn mit der Herausarbeitung des Gegensatzes zwischen beliebiger Konvention und normschaffender Natur wird die gesamte Reflexion über den Menschen entscheidend abgetrennt von den gegebenen geschichtlichen Überlieferungen und hineingestellt in einen Raum geschichtsloser, wissenschaftlich zu begründender Richtigkeit. Welches sind die Voraussetzungen dieser Antithese, wo entsteht sie und wie entwickelt sie sich im 5. Jahrhundert? Diese Fragen sucht das Buch zu beantworten. Als Gesamtresultat ergibt sich das Seltsame, daß wir die Vorgeschichte und die spätere Entwicklung der Antithese sehr wohl zu verfolgen vermögen, daß es aber nicht gelingt, den Schöpfer der Antithese selber zu bestimmen. Gerade dieser zentrale Punkt bleibt dunkel, ein eindrückliches Zeugnis dafür, wie viel wir mit dem fast völligen Untergang der Werke der großen Sophisten des 5. Jahrhunderts verloren haben.

In vier klar gegliederten Etappen schreitet die Untersuchung voran. Zuerst werden die medizinisch-ethnographischen Texte interpretiert, in denen das Begriffspaar Nomos-Physis zum ersten Male, und zwar keineswegs als Antithese, auftritt. Hier dient es «der sachlichen Beantwortung der Frage nach der Ursache der Verschiedenheit der Völker» (S. 28); durch das Zusammenwirken von gegebener Natur und formender Sitte bilden sich deren jeweilige Eigentümlichkeiten. Leider verwischt der Verfasser dieses klare Ergebnis selber ein wenig, indem er jenen Gebrauch des Begriffspaares zurückführt auf das griechische Nationalgefühl, auf das Erlebnis des Unterschieds von Griechen und Barbaren im Perserkrieg (bsd. S. 39). Nach den Texten dürfte die Lage eher umgekehrt sein: in der Fülle des ethnologischen Beobachtungsmaterials stellt der Gegensatz von Griechen und Asiaten nur einen in einer bestimmten Situation aktuell gewordenen Sonderfall dar, an dem sich das Begriffspaar bewährt.

In einem zweiten Kapitel werden drei Antithesen besprochen, die als Vorstufen der Antithese von Physis und Nomos gelten dürfen: Wort und Tat, Benennung und Wirklichkeit, Schein und Sein.

In der dritten Etappe kommen die Begriffe Nomos und Physis je für sich zur Behandlung, beide letztlich im Hinblick auf ihre antithetische Verwendung im 5. Jahrhundert. So wird bei Nomos gewissermaßen der Weg «abwärts» verfolgt, von der gesteigertsten Bedeutung als absolutes Gesetz bis hinab zur Verwendung des Wortes für das beliebig Herkömmliche. Am höchsten erscheint der Nomos bei Heraklit und Pindar gewertet. Ob hier wirklich, wie der Verf. vermutet, orphische Theologeme im Hintergrund stehen, dürfte bezweifelt werden können. Das berühmte Pindarfragment 169 Schr. wirkt trotz seiner Sprache im Grunde keineswegs «orphisch», sondern eher als ein *ζήτημα* von schon fast sophistischem Charakter. Und hinter dem Begriff «König Nomos» steht unter anderem auch der wichtige, vom Verfasser nicht ganz hinreichend herausgearbeitete Gedanke, daß bei den Hellenen der Nomos den Platz einnimmt, den bei den Barbaren der Monarch hat (der Satz, daß der König ein *νόμος ἔμψυχος* sei, ist das Gegenstück dazu). Dieser Gedanke hat allerdings mit dem Paare Nomos-Physis überhaupt nichts zu tun, sondern gehört in den Zusammenhang der griechischen «Staatsphilosophie». Beim Begriff Physis wiederum wird gewissermaßen der Weg «aufwärts» verfolgt von der Bedeutung «Entstehung, Herkunft», die es noch bei Parmenides hat, bis zur Erhebung zum Begriff der souveränen Allnatur. Dieser tritt freilich erst am Ende des 5. Jahrhunderts auf.

In einem letzten Teile endlich wird die klassische Antithese zwischen Nomos und Physis selber verfolgt. Hier zeigt sich (was schon bemerkt wurde), daß wir ihren Ursprungsort nicht mit Sicherheit bestimmen können. Archelaos ist eine zu problematische Figur, als daß wir den Texten, die ihm die Antithese zuschreiben, ganz Glauben schenken dürften. Bei Antiphon und Hippias ist die Antithese zwar gut bezeugt, aber es fällt schwer, diese eher zweitrangigen Gestalten zu Schöpfern eines so einflußreichen Gedankens zu stempeln. Andererseits scheint der größte der Sophisten, Protagoras, aus sachlichen Gründen außer Betracht zu fallen. Wohl lehrt er die Relativität von Gerecht und Ungerecht, also des

jeweiligen Nomos. Aber dem steht kein Absolutum im Sinne der Antithese gegenüber. Nicht daß es überhaupt kein Absolutum für Protagoras gäbe: man könnte im Gegenteil noch schärfer als es der Verfasser tut, der Relativität von Gut-Schlecht, Gerecht-Ungerecht usw. die Absolutheit von Zuträglichem und Abträglichem gegenüberstellen. Jede vorhandene Meinung über die Gerechtigkeit ist gültig, aber nicht jede Meinung ist für das Gedeihen der Gemeinschaft gleich zuträglich. Der Antithese Nomos-Physis kommt dies ohne Zweifel äußerst nahe. Aber es ist, mindestens den uns vorhandenen Texten nach, nicht dasselbe. Vor allem fehlt bei Protagoras die aufklärerisch radikale Entwertung des Nomos.

Was sich sagen läßt, ist nur dies, daß die Überwindung der Nomoi durch die normgebende Physis entscheidend angebahnt ist von der ionischen Naturwisssenschaft und Medizin. Die Medizin stellt die Frage nach den Lebensformen und Lebensbedingungen des normalen Körpers im Gegensatz zu den vielerlei Anomalitäten, die verunstaltend dazukommen können. Dieser Gedanke wird irgendwann einmal zum archimedischen Punkte, von dem aus das ganze Gebäude der geschichtlich gewordenen Sitte aus den Angeln gehoben wird. Die Physis rechtfertigt, was der Nomos einzudämmen versucht: die Hedone und die Pleonexia vor allem. Stärker noch als es beim Verf. geschieht, könnte darauf hingewiesen werden, daß sich aus diesem Gedanken eine ganz ungemein folgenreiche Beweismethode entwickelt. Der Rekurs auf die Physis wird konkret zur Beobachtung dessen, was man als «Naturzustand» des Lebewesens zu erkennen glaubt, etwa am Tier oder am kleinen Kinde. Sowohl die Lustethik wie auch die Ethik der Pleonexia sind aufgebaut auf Beobachtungen am Tiere als an dem Wesen, das die Physis rein repräsentiert. Dieser Gedankengang ist bekanntlich so erdrückend einflußreich geworden, daß in gewaltsamster Weise noch die aristotelische Ethik der Theoria und die stoische Ethik der Arete sich ihm hat anbequemen müssen. Zum Abschluß überblickt der Verfasser die Anwendungen der Antithese in Kulturentstehungslehre, Erkenntnislehre und Sprachphilosophie und weist anhand einiger Einzelinterpretationen auf die schon am Ende des 5. Jahrhunderts anhebende Umdeutung der Antithese hin. Der Anhang endlich bringt einige ergänzende Untersuchungen zu Charakter und Chronologie der Schriften *π. ἀέρων ὑδάτων τόπων* und *π. ἱερῆς νούσου.*

Das an Einzelergebnissen und Anregungen ungewöhnlich reiche Buch darf ohne Zweifel zu den hervorragendsten Leistungen der Altertumswissenschaft in der Schweiz während des Krieges gezählt werden. O. G.

Roland G. Kent: **The Forms of Latin.** A descriptive and historical morphology. Baltimore (Maryland), Waverly Press 1946. 159 S.

Seiner lateinischen Lautlehre (The Sounds of Latin, 1932, 3. Aufl. 1945) läßt nunmehr Kent eine Formenlehre folgen; der Anschluß ist schon äußerlich durch die Weiterzählung der Paragraphen gekennzeichnet, und auch die ganze Art der Darstellung ist natürlich in beiden Teilen dieselbe. In englischer Sprache gab es, wie Kent in der Vorrede sagt, bisher keine passende lateinische Formenlehre für klassische Philologen; die vorhandenen seien entweder veraltet oder zu knapp. Das deutsche Sprachgebiet war allerdings besser dran: für diejenigen klassischen Philologen, die in allzugroßer Bescheidung die in «ihrem» Handbuch erschienene Darstellung von Stolz-Leumann (1928) zu «hoch» fanden, war durch Niedermann (1907) und Ernout-Meltzer (1913, 2./3. Aufl. 1920), durch Sommer (2. Aufl. 1914) und durch Kieckers (1930/31) reichlich gesorgt. Heutzutage allerdings, wo das reichsdeutsche Buch sozusagen verschwunden ist und nicht so bald wieder seine alte Bedeutung gewinnen wird, muß der Deutschsprachige mehr als bisher auch die fremdsprachigen Lehrbücher heranziehen.

Nach Inhalt, Behandlungsart und Zuverlässigkeit ist Kents Formenlehre etwa den genannten Werken von Ernout, Sommer und Kieckers gleichzustellen. Nur kommt bei ihm mehr der amerikanische Typus: rein sachliche Darbietung des mehr oder weniger allgemein Anerkannten mit starker Zurückstellung der wissenschaftlichen Diskussion über umstrittene Einzelheiten oder Gesamtauffassungen, zur Geltung. So ist z. B. das Problem, ob es indogermanische *iē*-Stämme gegeben hat, bei der lat. 5. Dekl. nur schwach angedeutet, die wichtigen Arbeiten von Sommer (Sächs. Abh. 30, Heft 4) und Pedersen (La cinquième décl. lat. 1926) nicht erwähnt. Leider teilt das Buch von Kent mit den genannten parallelen deutschen auch das Fehlen der nominalen Wortbildungslehre; er rechtfertigt es mit der Notwendigkeit der Platzersparnis und mit dem Hinweis auf die vorzügliche Darstellung bei Leumann. Der leidige Zustand, daß die Wortbildungslehre zwischen der Laut- und Formenlehre einerseits und der Syntax andererseits in der Versenkung verschwindet, während sie doch gerade für die Philologen besonders wichtig wäre, soll also fortdauern!

An Einzelkritik ließe sich natürlich das und jenes beibringen. Hier nur weniges im Sinne eines Wunsches für eine zweite Auflage: S. 9 vermisse ich in der Bibliographie die noch heute

sehr brauchbare erste sprachwissenschaftliche Grammatik des Lateinischen: W. M. Lindsay, The Latin Language, 1894; deutsch von H. Nohl 1897. S. 25 § 214: daß die Subst. auf *-iā-* ursprünglich im Nom. Sg. auf *-iə* ausgingen, wird schwerlich jemandem einleuchten (vgl. auch S. 52 § 288 A. 1). S. 57 § 302: *minus* soll aus *minu̯os* (*s*-Stamm) entstanden sein; warum diese seltsame Bildung konstruieren, statt bei dem Stamm *minu-* (*μινυ- minu-ō*) zu bleiben? S. 58 § 302 A. 1: *ἡδίων* kann unmöglich direkt mit dem altind. *svādīyān* gleichgesetzt werden. S. 63 § 308 wird das *enos* des Arvallieds als *ēn nōs* "here we are!" oder als Akk. *nōs* mit dem *e-* von *ego* erklärt; wie kann das *e-* vom Nom. Sg. auf den Akk. Pl. springen, ohne daß von einem **eme* oder Nom. **enōs* eine Spur zu finden ist? Kent hätte wohl anders geschrieben, wenn ihm das Buch von Ed. Norden, Aus römischen Priesterbüchern (1939), wo S. 118ff. *ē nōs Larēs* überzeugend mit *ē-castor* und *per tē, ere, obsecro deos immortales* verglichen wird, hätte zu Gesicht kommen können. S. 104 § 376: die Behandlung des sog. Injunktivs ist unbefriedigend; Herleitung aus dem Verbot mit *mē* und der Augmentform und fälschlicher Herüberziehung und Verschmelzung des Augments mit dem *mē* ist höchst unwahrscheinlich: das Obligatorium des Augments ist doch viel jünger als der schon im Indog. zurückgehende Injunktiv! Die Auffassung der französischen Schule von der ursprünglichen Funktion des Inj. (s. Schwyzer, Griech. Gramm. 1, 645, Zusatz 2) hätte wenigstens Erwähnung und gründliche Überlegung verdient.

Aber im ganzen ist das Buch von Kent eine sorgfältige Darstellung des Tatbestandes und ein guter Durchschnitt durch die wissenschaftlichen Bearbeitungen. Freilich kann und will es das Werk von Stolz-Leumann, wo die volle Kritik der wissenschaftlichen Problemlage zu ihrem Recht kommt, nicht ersetzen; hoffen wir, daß die in Angriff genommene Neubearbeitung dieses unentbehrlichen Werks rasch vorwärts schreite! A. Debrunner.

Reinhold Strömberg: **Greek Prefix Studies.** On the use of adjective particles. (Göteborgs Högskolas Årsskrift LII, 1946, 3.) Göteborg, Elanders Boktryckeri 1946. 204 S. 30 Kr.

Der Titel dieses Buches bedarf der Präzisierung: unter «Prefix» sind diejenigen Indeklinabilia zu verstehen, die in der indog. Grundsprache Adverbien lokaler Bedeutung waren, in den einzelnen indog. Sprachen aber meist nur als Präpositionen (d. h. in näherer Verbindung mit Kasusformen) und als Präverbien (d. h. in näherer Verbindung mit Verbalformen) dienen. Mit «adjective particles» meint der Verf. offenbar dasselbe (was ungewöhnlich ist).

Die Präverbien werden im Griechischen normalerweise nur mit Verbalformen (mit Einschluß der Infinitive, Partizipien, Verbaladjektive) sowie mit nicht in das Verbalsystem eingeordneten Verbalnomina (z. B. *πρό-δοσις, προ-δότης, πρός-φυξ, κάτ-οχος, κατ-ηρεφής*) verbunden. Es gibt aber auch mehrere Typen von Komposita, wo das Gesamtwort, dessen erstes Glied ein solches altes Lokaladverb ist, ein nichtverbales Adjektiv ist; die bekanntesten und im allgemeinen am leichtesten erkennbaren dieser Typen sind: 1. Possessivkomposita wie *ἔν-θεος* «in sich Gott (habend), gotterfüllt», 2. Hypostasierungen präpositionaler Wendungen wie *ἀγχί-αλος* «nahe am Meer (befindlich)», auch mit *-ιος* erweitert, z. B. *παρα-θαλασσ-ιος* «am Meer (gelegen)». Schwieriger zu erkennen und abzugrenzen sind zwei andere Typen: 3. Rückbildungen von Adjektiven aus zusammengesetzten Verben, z. B. *ἀπ-ελεύθερος* «Freigelassener» aus *ἀπ-ελευθεροῦν* «freilassen», 4. Nachbildungen des Typus 1., aber mit reinen, nichtverbalen Adjektiven, z. B. *περί-πικρος* «sehr bitter» aus *περί* und *πικρός* etwa nach Mustern wie *περι-καλλής* «sehr schön» (ursprünglich «in hohem Maße [*πέρι*] Schönheit [*κάλλος*] besitzend») oder *περί-λυπος* (*λύπη*).

Diese bekannten Dinge mußten vorausgeschickt werden, um den Ort bezeichnen zu können, wo das Buch von Strömberg hingehört. Es behandelt in der Hauptsache nur die Typen 3. und 4.; auf die andern wird nur insoweit zurückgegriffen, als sie für diese beiden hilfreich sind. Eine weitere Beschränkung liegt darin, daß die Einzelbehandlung (S. 23–132) nur *ἀπο-, ἐκ-* (man sollte doch endlich allgemein statt dieser sekundären Form die primäre *ἐξ-* als Musterform ansetzen!) *ἐπι-, ἐν-* umfaßt; die Einleitung (S. 7–22) und die Schlußfolgerungen (S. 133–163) ziehen allerdings auch die andern Typen und die Bildungen mit andern Adverbien heran. Die Aufgabe des Verf. ist dabei die genaue Untersuchung einer Reihe von schwer oder sehr schwer deutbaren Einzelwörtern. Er ist sich dieser Schwierigkeiten durchaus bewußt, und es gelingt ihm in vielen Fällen, diese zu überwinden. Es geht nicht etwa nur um die Einordnung der einzelnen Wörter in die Wortbildungsgeschichte und in das Schema der Typen, sondern ebensosehr um die genaue Erfassung des Wortsinns; insbesondere ist darauf geachtet, inwieweit die oft behauptete Verblassung des Präfixes zu bloß verstärkender oder abschwächender Bedeutung oder gar zur Bedeutungslosigkeit anzunehmen ist. Die Philologen werden also gut tun, wenn sie sich mit Strömbergs Betrachtungsweise und mit seinen Einzeldeutungen vertraut machen.

Der Verf. glaubt den genannten Typen einen weiteren zufügen zu können. Es gibt einige wenige verbale «Kompositionsableitungen» (um den Ausdruck von E. Risch, Mus. Helv. 2, 17 aufzunehmen; ein allgemein angenommener Ausdruck besteht nicht) mit Lokaladverb als Vorderglied: z. B. *ἐν-ωτ-ίζεσθαι* «sich zu Ohren nehmen» (sozusagen «einohren») oder *περι-αχυρ-ίζειν* «rings enthülsen». Str. will nun eine Reihe von Adjektiven entsprechend erklären. Z. B. hom. *καταρριγηλός* sei aus *κατα* + *ριγ(ριγεῖν)* + *ηλο-*, ja sogar hom. *ἔκ-δηλος* aus *ἐκ* + *δεα* + *λος* entstanden (S. 130). Ich möchte eine etwas andere Auffassung vorschlagen: neben *ἔκ-δηλος* kennt Homer auch *ἀρί-δηλος*; nun kommt aber *ἀρι-* sonst bei Homer nur vor Verbaladjektiven auf *-τος* vor (*ἀρί-γνωτος, -δείκετος*), also ist auch *δῆλος* als verbales Adjektiv empfunden worden, und deshalb ist die Bildung *ἔκ-δηλος* möglich gewesen! Dasselbe gilt dann auch für *καταριγηλός* u. a. Ich will damit nur zeigen, daß eine weitere Durcharbeitung dieser schwierigen Kompositionstypen nötig ist und weitere Erfolge verspricht. A. Debrunner.

Ernst Gegenschatz: **Platons Atlantis.** Ernst Lang, Zürich 1943.

Auf den knapp 60 Seiten dieses Büchleins wird ein gescheiter und in manchen Punkten fördernder Versuch unternommen, dem Rätsel der platonischen Atlantisdichtung näher zu kommen. Mit sicherer Methode werden eine Reihe von Vorfragen behandelt, deren Beantwortung für das Verständnis des Textes unerläßlich ist. Allerdings hätte sinnvollerweise ein Kommentar dieses Textes selber folgen müssen, in welchem sich die gegebenen Grundlinien zu bewähren hätten. Daß ein solcher Kommentar nicht kommt, ist eine Lücke, die man mit Bedauern vermerkt.

Sehr klar werden die folgenden Punkte herausgearbeitet: Kritias und Timaios bilden eine unlösbare Einheit; die Erzählung des Timaios wird von derjenigen des Kritias geradezu eingerahmt. Das eine wie das andere ist ein *εἰκὼς λόγος*; denn das *εἰκός* verhält sich zum *ἀληθές* wie das *γιγνόμενον* zum *ὄν*. Darum benutzt Platon gewiß hier wie dort wissenschaftliches Material; aber auf den wissenschaftlichen Charakter dieses Materials kommt es ihm beinahe so wenig an wie dem hellenistischen Poeta doctus (S. 24) – eine Behauptung, die etwas überspitzt ist, in der aber ein richtiger Kern steckt. Ganz rasch überfliegt der Verfasser die bei Platon vorliegenden Anspielungen auf Pythagoreisches, auf Homer und Herodot. Gar nicht berührt wird eine Frage, die wohl Behandlung verdient hätte: wie weit die Rahmenerzählung vom Besuche Solons in Sais auf einer älteren Solonerzählung (Plut. Solon 26 u. a.) – eine Art Gegenstück der Solon-Kroisos-Erzählung – aufgebaut sein mag.

Dann wird gezeigt, daß Ur-Athen wie Atlantis Ausformungen des platonischen Idealstaates sind. Vor allem wird mit Recht Tim. 25 A von der Geographie des Phaidon-Mythos her interpretiert; die Jenseitsmythen im engsten Sinne, die der Verfasser auch heranzieht, stehen allerdings auf einer etwas anderen Ebene. Außerdem kommen zwei weitere Momente beim Verfasser etwas zu kurz: Vom Gedanken des Idealstaates her ist es nicht ganz zu erklären, daß dieser nun gleich in zwei, einander gegenseitig bekämpfenden Varianten auftritt, Ur-Athen und Atlantis; und daß im Bilde von Atlantis auch geographische Spekulationen über ferne, verschollene Wunderländer mitspielen (Ktesias könnte von solchen erzählt haben), ist nicht unbedingt zu leugnen. Im Bestreben, seiner grundsätzlich richtigen These, daß Atlantis ausschließlich «ideenhaft» zu verstehen sei, möglichstes Gewicht zu verleihen, hat der Verfasser das reiche geschichtliche und geographische Material, auf dem Platons Dichtung ruht, ein wenig zu geringschätzig behandelt. Hätte er einen Kommentar beigegeben, so hätte er wohl mehr gerade auf diese trotz allem bedeutsamen Hintergründe eingehen müssen.

Doch das sind nur kleine Schönheitsfehler. Am meisten Bedenken wird man dort haben, wo der Verfasser allgemeine Betrachtungen über die Entstehung und Entwicklung der platonischen Philosophie im Rahmen von Platons Leben einschaltet (S. 25ff.) und wo er Leisegangs Theorie von den Denkformen heranzieht (S. 33ff.), die zwar durchaus etwas Richtiges enthält, aber in der von Leisegang gegebenen Form doch gar zu sehr an der Oberfläche bleibt. Immerhin wird auch dadurch der unzweifelhafte Wert des Büchlein als einer klaren und soliden Einleitung in das Atlantisproblem kaum beeinträchtigt. O. G.

Karl Kerenyi: **Töchter der Sonne.** Betrachtungen über griechische Gottheiten. Rascher-Verlag, Zürich 1944.

Das vorliegende Buch besteht aus zwei Hauptteilen, einem ersten («Der Vater und König»), der sich mit Helios selber beschäftigt, und einem zweiten («Die Suche nach der Königin»), der einige der dem Helioskreis angehörenden weiblichen Gestalten behandelt. Eine Monographie über Helios zu schreiben, wäre eine der schönsten und interessantesten Aufgaben, die sich

ein Historiker der griechischen Religion heute stellen könnte. Helios ist ja ein so eigentümlicher Gott. Allsehend und allsichtbar ist er zu regelmäßigstem Dienste verpflichtet, einer der gegenwärtigsten und gleichzeitig abstraktesten Götter. Er steht dem Göttervater Zeus nahe und dennoch wird gerade von ihm gesagt, daß sein Leben nicht leicht sei wie das der übrigen Götter, sondern mühevoll – ein Gedanke, der von Mimnermos Frg. 10 Diehl an wirkt bis hinab zu Antisthenes bei Dio Chrys. Or. 3, 73ff. Es wäre etwa zu zeigen, wie der Mythos von Helios als dem Herrn der Sonnenländer am Rande der Oikumene in ungewöhnlichem Maße märchenhafte Elemente bewahrt hat. Es wäre ferner darzustellen, wie am heliozentrischen System der Naturphilosophie die Mythologie und Theologie mindestens ebenso stark beteiligt sind wie die Wissenschaft. Es wäre endlich das ungemein wichtige Problem der «Sonnensymbolik» zu verfolgen: das Prooimion des Parmenides und das Sonnengleichnis Platons sind ja nur zwei, allerdings besonders ehrwürdige Glieder in einer sehr langen Kette. Von diesen verschiedenen Perspektiven erfahren wir indessen in dem vorliegenden Buche nicht eben viel. In raschester Folge werden eine bunte Reihe von Aspekten des Helios durchgangen und zu einem Ganzen kombiniert. Als Ausgangspunkt dienen die in Aisch. Cho. 984ff. nebeneinander genannten Attribute, daß Helios «Allsehend» und zugleich «Vater» heißt. Diese aus recht verschiedenen Ursprüngen erwachsenen Attribute werden zur Einheit erhoben in den Sätzen: «Orestes ruft den Helios als Zeugen an. Er beruft sich auf den augenhaften Charakter der Sonne und läßt diesen zugleich im Vatertum verwurzelt erscheinen. Zeuge ist ihm der Zeugende. Das ethische Moment der Zeugenschaft des Sonnengottes hat im Zeugertum eine natürliche Wurzel.» (S. 12) Auf solche Weise läßt sich natürlich alles kombinieren.

Ebenso steht es mit dem zweiten Teile. Wenn gefragt wird, woher es komme, daß gerade so unheimliche Figuren wie Kirke, Medea und Pasiphae in die Familie des Helios gehören, so wird damit in der Tat zwar ein echtes Problem aufgeworfen. Aber es wird sofort wieder rettungslos verwischt und verdorben, wenn zu unserer Überraschung auch Hera und Aphrodite als «Sonnenfrauen» neben die genannten gestellt werden. Es liegt leider in der Natur der Überlieferung über die griechischen Götter, daß bei einiger Textkenntnis (die dem Verfasser in reichem Maße zu Gebote steht) für nahezu jede Hypothese irgendwelche Belege beigebracht werden können. Um so entschiedener muß die Forderung erhoben werden, daß jedes einzelne Zeugnis auf sein Gewicht und seinen Geltungsbereich auf das genaueste geprüft werde. Sonst droht diese ganze Forschung in ein endlos beliebiges Zusammensetzspiel auszuarten. O. G.

Th. Deman: **Le témoignage d'Aristote sur Socrate.** Paris, Société d'Editions „Les belles lettres", 1942. 139 S.

In der klaren Abgrenzung der Aufgabe und in der Sicherheit der Methode darf dies Buch vorbildlich genannt werden. Der Verf. sammelt und interpretiert die Zeugnisse des Aristoteles über Sokrates ohne damit die unendlich schwierigen grundsätzlichen Probleme der Sokratesforschung lösen zu wollen, sondern einfach mit der Absicht, das Material in einer vorsichtigen Bearbeitung vorzulegen. Auch die Literatur ist in allem wünschenwerten Umfange benutzt. Natürlich wird man in dem Urteil über manche Texte verschiedener Meinung sein können. Ich nenne etwa die Zeugnisse aus *περὶ εὐγενείας* über die Bigamie des Sokrates, die man schwerlich weginterpretieren kann und die erst als Spiegelungen verschiedener Motive der Sokratesdichtung einen natürlichen Sinn erhalten (S. 39f.). Oder es sei an den Text über die sokratische Lehre von der *εὐτυχία* erinnert (S. 66f.), der genau besehen schwerlich auf die kurze Stelle des platonischen Euthydemos 279D zurückweist sondern viel mehr auf einen älteren umfassenderen sokratischen Logos, auf den auch der Euthydemos anspielen wird.

Im ganzen aber ist dies Buch ungewöhnlich nützlich. Man möchte nur wünschen, daß in derselben Art einmal sämtliche antike Zeugnisse über Sokrates, soweit sie nicht mit Sicherheit auf einen Sokratiker der ersten Generation zurückgeführt werden können, gesammelt geboten werden könnten. Das Sokratesproblem würde auf diesem Wege mehr gefördert als durch ein halbes Dutzend allgemeiner Darstellungen. O. G.

Karl Kerenyi: **Hermes der Seelenführer.** Das Mythologem vom männlichen Lebensursprung (Albae Vigiliae, Neue Folge, Heft 1). Rhein-Verlag, Zürich 1944.

Die griechische Religion, so wie wir sie fassen können, bewegt sich in der Polarität zwischen einer Fülle von Äußerungen kultisch gelebten Glaubens und einer Welt freiesten, buntesten Spieles der Dichter. Wer dieser Religion gerecht werden will, muß vor allem die einzelnen Zeugnisse nach Gehalt und Gewicht sorgfältig zu sondern verstehen. Wenn

das nicht geschieht, wenn also Glaube und Dichtung, Griechisches und Vorgriechisches, lokal gebundene Volksreligion und panhellenische «Hochreligion» (die immer schon stilisiert ist) auf einer Ebene nebeneinander gestellt und kombiniert werden, dann ist das Resultat ein uferloser Synkretismus, in dem alle festen Konturen sich in flimmernde Nebel auflösen. Das vorliegende Buch ist dieser Gefahr nicht entgangen. Es fehlt nicht an Wissen und guten Gedanken. Aber bewaffnet mit recht fragwürdigen psychologisch-philosophischen Voraussetzungen und einer hemmungslosen Kombinierfreude reißt uns der Verfasser schon nach wenigen Seiten in einen Wirbel von immer neuen und neuen Aspekten des Gottes, den er darstellen will, bis wir schließlich das Einmalige und Besondere, das sich in dem Gotte ausspricht, völlig aus den Augen verlieren. Dabei wäre es unstreitig eine besonders dankbare Aufgabe gewesen, die Eigenart des griechischen Hermes herauszuarbeiten. Ist doch keiner unter den großen Göttern so betont unpathetisch und unheroisch wie er, ein so kluger Helfer in allen Lagen, in denen der Mensch in einem ganz nüchternen Sinne Glück haben muß. Dies kommt aber in dem Buche viel zu wenig zur Geltung. Es kommt schon darum nicht zur Geltung, weil der Verfasser so verzweifelt humorlos ist. Mit sakraler Gebärde, mit immer wiederholter Anrufung des «Titanischen» kommt man einem Gotte wie Hermes am allerwenigsten nahe. Was soll man denken, wenn die Szene des Hermeshymnus, in der Hermes die Schildkröte fängt (v. 28ff.) folgendermaßen kommentiert wird: «Die Ironie seiner Worte (sc. des Hermes) entquillt aus seiner Göttlichkeit und ist ebenso unbarmherzig wie das Sein selbst. Sie gründet sich auf das Durchschauen. Durchschauen ist göttlich. Die griechische Tragödie bietet ihrem Zuschauer einen göttlichen Standpunkt, indem sie ihn solchen Durchschauens teilhaftig macht. Er sieht da im König den schandbefleckten Flüchtling, während dieser noch herrscht und richtet. Ebenso durchschaut Hermes die Schildkröte» (S. 35).

Man versteht, weshalb der Verfasser in dem ganzen Buche Wilamowitz nur ein einziges Mal zitiert. Aber es ist schade um das reiche Wissen, über das er ohne Zweifel verfügt. O. G.

I. M. Bochenski: **La logique de Théophraste.** Collectanea Friburgensia Fasc. XXXII, Fribourg 1947. 138 S.

Die Philosophie des Aristotelesschülers Theophrast hat in den letzten Jahren immer mehr Beachtung gefunden und dies mit Recht. Denn die Antike hat seine Schriften als ebenbürtige Ergänzung zu denjenigen des Aristoteles selber geschätzt; ferner ist sein Werk das unentbehrliche Mittelglied in der so überaus wichtigen Entwicklung von Aristoteles zur Stoa, und schließlich besteht begründete Aussicht, daß es noch bedeutend besser wird rekonstruiert werden können, als es bisher durch Schneider und Wimmer geschah.

So wird man es doppelt begrüßen, wenn nun eine ausgezeichnete, aus den antiken Quellen selber (besonders den Aristoteleskommentaren) schöpfende Arbeit neue Erkenntnisse zur Logik Theophrasts bietet. Sie zeigt gerade, wieviel noch in jenen, trotz vorzüglicher Edition beinahe unbekannt gebliebenen Kommentaren steckt. Vor allem weist sie nach, daß Theophrast zwar an logischer Kraft Aristoteles nachsteht, aber in der Tat als Vorläufer der stoischen Logiker gelten kann, die von B. mit Recht sehr hoch geschätzt werden. Die Arbeit ist freilich nicht einfach zu lesen. Unternimmt sie es doch, die antike Logik mit den Hilfsmitteln der modernen Logistik zu deuten, ein Verfahren, das dem Laien zwar das Verständnis nicht gleich erleichtert, das aber völlig überzeugend wirkt und auch in der Zukunft die schönsten Resultate erhoffen läßt. Auf das Einzelne einzutreten ist hier nicht der Ort. Es ist ein Buch, das für die Interpretation eines Momentes der antiken Philosophiegeschichte, der gerade heute in den Mittelpunkt des Interessses rückt, unentbehrlich ist. O. G.